Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1907

4 (5.1.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 1

Visual Library

lange nicht mehr gezeigt hat, wird man ihn in seiner Höhle tot finden. Ein einsames Leben ist verklungen. . . .

Ach, ich weiß — eine mächtige Aufregung ist durch mein Erscheinen in diese Eremitenklause geraten und Jahre werden vergehen, bevor sich eine ähnliche wiederholt. —

Nun die Strickleiter wieder hinunter . . .

Kein Augenpaar, das mir beim Abschied bis zur Wegbiegung nachsieht, etwa den Kopf an die Felswand gepreßt und vom Abendrot übergossen. Vielmehr droben am Felsloch glückliches Aufatmen, und es ist dieser ganzen verborgenen Existenz zumute, wie einem sanften Auge, das durch Reiben endlich von einem hineingeflogenen, lästigen Staubkorn befreit wurde. (Ende.)

Vom Hauptmann von Köpenick.

Die guten Freunde des falschen Hauptmanns Voigt haben das Weihnachtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne ihm Zeichen des Gedenkens zu senden. Diese Beweise freundschaftlicher Zuneigung bestehen im Augenblicke, da „der Hauptmann" an der Empfangnahme von Viktualien „dienstlich" verhindert ist, weniger in materiellen, als in idealen Angebinden. Schwärmerische Briefe, Erkundigungen nach dem Seelenzustande des Verehrten, zärtliche Besorgnisse wegen seiner Gesundheit. Nicht nur aus Berlin und der Nachbarschaft, aus aller Welt flattern diese teilnahmsvollen Dokumente nach dem Strafgefängnis in Tegel, von wo sie dem Verteidiger Voigts, Rechtsanwalt Wahn, zugestellt werden. Aus Rußland kommen besonders viel Briefe.

In einer Zuschrift, die der Schriftführer eines Berliner Sportsvereins an Voigt richtet, wird dieser beschworen, einige launige Zeilen an den Verein zu schreiben, der seiner in Treue gedenke. Es werde wöchentlich etwas für Voigt in der Kasse zurückgelegt, so daß er später wohl einen hübschen Betrag erhalten werde.

Es wurde schon mitgeteilt, daß eine Dame im Tiergartenviertel Voigt eine Rente ausgesetzt hat. Während er im Gefängnisse sitzt, erhält er bereits die Hälfte des zugesicherten Betrages. Ein Gemütsmensch schreibt daraufhin sofort an den falschen Hauptmann, er solle ihm gütigst den Namen der Dame mitteilen. Er selber, der Briefschreiber, sei in großen Schwulitäten und möchte bei der edlen Frau einen Pump anlegen. Selbstverständlich erhalte sie alles mit Dank und Zinsen zurück. . . .

Ein anderer Voigt-Enthusiast hat sich mit Frau und Kind und Schwiegermutter photographieren lassen und sendet jenem zu Weihnachten das große, schöne Gruppenbild. Sobald Voigt entlassen ist, solle er ohne weiteres zu ihm kommen. Er finde gute Stellung und werde sehr zufrieden sein. Ist dieses Angebot aufrichtig und gut gemeint, so hat eine andere Offerte den starken Geschmack gepfefferter Reklame. Voigt soll sich später in einem namhaft gemachten Seebade einfinden, wo er im Hotel des Briefschreibers Gelegenheit haben werde, über seine Abenteuer zu berichten!

Es ist übrig, zu sagen, daß auch die Memoiren Voigts von geschäftstüchtigen Verlegern ersehnt werden. Man legt ihm nahe, er solle seine unfreiwillige Muße literarisch ausnützen und an die Gefängnisverwaltung ein Gesuch richten.

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaft.

Die „nordwestliche Durchfahrt", die seit 400 Jahren vergeblich gesucht worden ist, ist dem Kapitän Amundsen auf dem kleinen Schoner Gjöa endlich gelungen. Die Nordwestpassage ist der Seeweg von Europa nach dem östlichen Asien und durch eine im Norden Amerikas vorhandene Verbindung des Atlantischen Ozeans mit dem Stillen Ozean. Seit dem 16. Jahrhundert bemühten sich die seefahrenden Nationen, eine solche Nordwest-Durchfahrt zu entdecken, und erst Mac Clure gelang es 1850 durch die Auffindung und Erforschung der Prince Wales und der Banksstraße, die Wasserverbindung beider Weltmeere nachzuweisen, wenn sie auch wegen der festen Eismassen nicht passierbar ist. Außer den beiden genannten Straßen, die in den Melvillesund münden und so durch die Barrowstraße und den Lancastersund mit der Baffinsbay in Verbindung treten, besteht noch eine dritte Verbindung durch die Delphin- und Unionstraße, den Coronationsgolf und die Deasestraße längs der Nordküste des amerikanischen Kontinents.

Amundsen, der am 3. September in Nome (am Cap Prince Wales im Nordosten Alaskas) eintraf, begann seine Expedition am 31. Juli 1903. Zweimal, im Winter 1903 auf 1904 und 1904 auf 1905, überwinterte er an der Küste von King William Land (Nordostküste von Grönland), von wo aus die Untersuchungen zur Feststellung des magnetischen Nordpols geleitet wurden. Der dritte Winter 1905 auf 1906 mußte wider Willen bei King Print an der Nordküste von Alaska verbracht werden, da er sehr früh einbrach und die Weiterfahrt verhinderte. Es ist das erste Mal, daß die seit 400 Jahren gesuchte Nordwestdurchfahrt demselben Schiff und derselben Mannschaft gelungen ist. Allerdings hat — wie bereits erwähnt — in den Jahren 1850—1854 während der Franklin-Suche der Kapitän Mac Clure nach biermaliger Ueberwinterung im Polarmeere mit der Besatzung des Investigator den Weg von der Beringstraße nach der Baffin-Bay zurückgelegt und dadurch die Existenz der Nordwestdurchfahrt bewiesen; aber er hatte sein Schiff an der Küste von Banks Land zurücklassen müssen und war auf einem anderen Schiffe heimgekehrt. Amundsen verbleibt unbedingt der Ruhm, die nordwestliche Durchfahrt auf demselben Schiffe ausgeführt zu haben; das ist zweifellos das wichtigste Ereignis der letzten Jahre auf dem Gebiete der Polarforschung.

Medizinisches.

Herzvergrößerungen im frühesten Kindesalter. Hochinteressante Angaben hat Dr. Oberndorfer bei der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Stuttgart über Herzvergrößerungen im frühesten Kindesalter gemacht. Man sollte es nicht für möglich halten, daß solche schon bei Säuglingen vorkommen können. In einigen Fällen war daran die Vergrößerung der Thymusdrüse schuld, die bekanntlich nur bei Kindern unmittelbar hinter dem Brustbein liegt und im späteren Alter schwindet. In anderen Fällen liegt die Ursache für die Herzvergrößerung völlig im Dunkeln. Das Herzgewicht, das im ersten Jahre bei normalem Zustande 24—40 Gramm beträgt, erreichte in den mitgeteilten Fällen das 3—4fache davon, nämlich 60, 66, 108 und 132 Gramm. Eine Untersuchung ergab keine Anhaltspunkte für eine Erkrankung des Herzens, zumal sich auch die Kinder im allgemeinen normal entwickelten. Der Tod trat meist plötzlich und zwar manchmal unter Krämpfen ein. — Derartige Fälle sind verhältnismäßig wenig bekannt. Oberndorfer ist geneigt, den Alkoholismus der Eltern für die Vergrößerung der Herzmuskulatur verantwortlich zu machen, wobei noch zu betonen ist, daß vielleicht manche Herzvergrößerungen (Hypertrophien) in höherem Alter in ihren ersten Anfängen schon auf den Zustand im Kindesalter zurückzuführen sind.

Jedenfalls tun alle Eltern gut, darauf zu achten, daß sich Kinder nicht mit schweren körperlichen Arbeiten abgeben, da das auch nicht ohne Folgen auf das Herz bleiben wird.

Mutig schlagt den Wahn.

(Akrostichon.)

Mächtig wirken die Gesetze der Natur in allen Dingen,
Urgewaltig wir sie schauen, hören ihr harmonisch Klingen.
Tagen seh'n wir farb'ge Formen, prüfen sie und ihre Strahlen,
Im Atom den Stoff wir wagen, rechnen mit den Lichtjahrzahlen,
Gründlich messen wir die Kräfte, selbst den Geist in seiner Hülle,*)
Schauen in dem All das Schöne in unendlich reicher Fülle.
Leben seh'n wir und Verwandlung in dem ew'gen Weltenstrome
Auch Empfindung im Magneten, Geist und Willen im Atome.
Aus dem Aether sich verdichten alle Stoffe und Kometen,
Gliedern sich die Weltsysteme, Sonnenzellen und Planeten.
Tausend Räsel gibt's zu lösen um den Weltleib zu erhellen,
Denkend prüfen wir die Urform unsres Lebens in den Zellen.
Ernstlich lesen wir die Weltschrift, folgen den Naturgesetzen;
Nicht des Weltalls höchste Wesen können straflos sie verletzen.
Wollen ihrem Willen dienen, ihren Harmonien lauschen,
Auch uns an den Freiheitshymnen, an der Allmusik berauschen,
Hoch wir bauen Wissenstempel, stürzen Wahn- und Wundersagen,
Nach dem höchsten Ziel wir streben, wo der Menschheit Freudentagen!

Pforzheim. G. A. Friedlieb.

Humoristisches.

Histörchen. Auf einer Automobilfahrt von Hannover nach Hamburg durch die Lüneburger Heide sprachen Se. Majestät unser Kaiser und Prinz Heinrich auch bei dem Wunderdoktor Ast vor. Ast schnitt Sr. Majestät dem Kaiser jedoch ohne ihn zu kennen, gemäß seiner Untersuchungsmethode ein paar Nackenhaare ab und sagte nach kurzer Besichtigung der letzteren: „See fehlt wieder nix, Herr Hauptmann, aber een betten Luftveränderung wär mal ganz god." „Siehst du, Wilhelm, du mußt mal vier Wochen in Berlin bleiben," erwiderte Prinz Heinrich darauf.

•

Liebe Jugend! In einem seiner Endstation zueilenden Lokalbahnzug saß wieder einmal nur ein einziger Fahrgast.

Wider Erwarten hielt heute der Zug bereits 500—600 Meter vor dem Bahnhof bei den Dienstwohnungen des Fahrpersonals und bei der Maschinenhalle. Schon wollte der Insasse über das Halten auf offener Strecke unwillig werden, als der Schaffner auf ihn zutrat und sprach:

„Möchtens net so freundli sei und gar zu Fuß eini genga, sunst müaß'n ma Ihretwegen extra eini- und wieder rausfahrn."

Der Fahrgast, ein biederer Landmann, ging auch wirklich auf den Vorschlag ein.

•

Unsere Kleinen. Fritzchen hat eine neue Mama bekommen; eine stattliche, üppige Frau mit energischen Zügen. Als ihn nun Papa fragt, wie sie ihm gefalle, sagt er kopfschüttelnd: „Mir ist's recht; schau nur, wie Du mit ihr fertig wirst!"

•

Beim ersten Rendezvous. „Sie scheinen eine große Seele zu haben, mein Herr!" — „Hm, etwas Mitgift wär' mir schon recht erwünscht!"

•

Abwehr. Hausfrau: „. . . Und Familienanschluß hätten Sie bei uns auch!" Stellensuchendes Mädchen: „Nein, nein, gnä' Frau, — auf die Weis' hab i amal a Kind kriagt . . ." (Jugend.)

---

*) Galls „Schädellehre" und Huters „Psychologie".

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Geck u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund"

Nr. 1. Karlsruhe, Samstag den 5. Januar 1907. 27. Jahrgang.

Wie das Jahr entstand.

Ein zeithistorischer Streifzug von Ernst Kreowski.

(Nachdruck verboten.)

Wohl die wenigsten Menschen pflegen sich zu fragen, wie und auf welche Weise unsere Zeiteinteilung zu stande gekommen sein mag. Und doch ist das, Forschungsergebnissen zufolge, nicht so einfach gewesen. Julius Cäsar hatte um 45 v. Chr. mit dem Astronomen Sosigenes seine epochale Verbesserung der Zeitrechnung beendigt. Der nach ihm benannte Kalender wurde von allen abendländischen Völkern angenommen, auch von den Christen. Man war so sehr von seiner Genauigkeit überzeugt, daß die Kirchenväter auf dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325 glaubten, der julianische Kalender würde das Frühlings-Aequinoktium immer wieder auf den 21. März fallen lassen; dem war aber nicht so. Nach der julianischen Reform nämlich betrug das Jahr 365¼ Tage; die wahre Länge des Sonnenjahres aber ist 365,2422 Tage, also etwas geringer. Daß durch diese, wenn auch unscheinbare Differenz allmählich Verschiebungen statthaben mußten, ist klar und bedarf keiner besonderen Beweisführung. Bereits im 15. Jahrhundert machte sich die Differenz sehr bemerkbar, indem das Aequinoktium viel früher eintrat, als es nach den Bestimmungen des nicänischen Konzils hätte geschehen sollen. Diesen Rechnungsfehler durfte man nicht noch größer werden lassen, sonst wäre schließlich in den vollen Winter ein Fest — Ostern — hineingerückt, dessen Feier gemäß kirchlichen Bestimmungen stets auf den 21. März folgen sollte und das, wenn auch veränderlich, doch nie über den 25. April hinausfallen konnte. Eine Verbesserung des Einschaltungssystems war der einzige Weg zum Ziel. Diesen Weg schlug der Kardinal Peter d'Ailly schon auf der Kirchenversammlung zu Konstanz 1415 dem Papst Johann XXIII. vor. Um dieselbe Zeit schrieb auch Kardinal Cusa, bekanntlich ein Deutscher, über diesen Gegenstand. Schon früher war Roger Baco von Verulam in dieser Beziehung mit einem förmlichen Vorschlag aufgetreten. Papst Sixtus IV., der diese Projekte realisieren wollte, berief den berühmten Astronomen Rigiomontanus (Müller) zu sich. Aber dessen Tod im Jahre 1476 war schuld, daß die Regelung dieser Sache wieder verschoben wurde. Auf dem Konzil von Trient 1563 empfahl man sie dem Papste in recht dringlicher Weise. Endlich gelang es 1582 Gregor XIII. mit Hilfe des kalabrischen Gelehrten Lilio die so sehnlich erwünschte Reform durchzuführen. Ihr Zweck mußte sein, die Länge des bürgerlichen Jahres mit der des astronomischen in Einklang zu bringen, und zwar so, daß die gleichnamigen Tage durchschnittlich den gleichen Temperaturen entsprachen, um auch die landwirtschaftlichen Arbeiten danach regeln zu können. Wir haben schon gesehen, daß die julianische Einschaltung auf eine übermäßige Jahreslänge basiert war. Dazu kam noch eine große Anzahl von Schaltjahren. Diese zu vermindern und sich dabei der Länge des Sonnenjahres zu nähern, war der Zweck der julianischen Reform, der auch erreicht wurde. Im julianischen Kalender ist jedes Säkularjahr ein Schaltjahr; die Säkularjahre, wie zum Beispiel 1500, 1600, 1700, 1800, 1900 usw. sind also Schaltjahre, da jede ziffernmäßig vorgestellte Zahl mit zwei Nullen am Ende durch 4 teilbar ist. Hätte man nun den anfänglich gehegten Gedanken ausgeführt, diese Schaltjahre zu unterdrücken, so wäre man in den entgegengesetzten Fehler verfallen: der verbesserte gregorianische Kalender würde keine genügende Anzahl von Schaltjahren enthalten haben! Man half diesem Fehler dadurch ab, daß man jene Jahre, die aus einer Anzahl durch 4 ohne Rest teilbarer Jahrhunderte bestanden, zu Schaltjahren machte. Nach diesem System folgt auf drei gewöhnliche Jahre ein Schaltjahr, desgleichen auf drei gewöhnliche Säkularjahre ein bissextiles (bis sextum = 2mal der 6. Tag) Säkularjahr, das heißt ein Jahr mit 366 Tagen. Zwischen der julianischen und der gregorianischen Einschaltungsweise besteht deshalb nur hinsichtlich der Säkularjahre ein Unterschied: nach der ersten ist, wie oben angedeutet, jedes Säkularjahr ein Schaltjahr; nach der gregorianischen ist nur dasjenige Säkularjahr ein Schaltjahr, dessen erste beiden Ziffern, wenn man die zwei Endnullen wegstreicht, durch 4 ohne Rest teilbar sind. Die gregorianische Einschaltungsweise kommt dem astronomischen Jahr so nahe, daß zwischen diesem und dem julianischen sich nur nach einem Zeitraum von 10 000 Jahren ein Unterschied von drei Tagen ergibt. Um deutlicher zu sein: nach 10 000 Jahren würde man die mittlere Temperatur, die dem — so man will auf den 21. März fallenden — Anfang der Periode entspricht, am 18. März, also drei Tage früher wahrnehmen. Die gregorianische Reform begnügte sich aber nicht bloß mit der Berücksichtigung der Bedürfnisse der Zukunft; man wollte auch die Dinge in den Zustand zurückbringen, wie sie sich zur Zeit des nicänischen Konzils befunden hatten. Da das von jenen Kirchenvätern auf den 21. März festgesetzte Aequinoktium unterdessen auf den 11. März vorgerückt war, beschloß man, 10 Tage zu unterdrücken und den Tag nach dem 4. Oktober, den Tag des Kalenderheiligen Franziskus, nicht den 5., sondern den 15. Oktober zu nennen. Daraus erklärt sich die ursprüngliche Differenz in der Zeitrechnung derjenigen Länder, die, wie Rußland, den julianischen Kalender behalten haben. Diese Differenz nahm nun noch im Jahre 1700 und 1800 — weil keine Schaltjahre nach dem gregorianischen Kalender — um je einen Tag zu, daß also die Differenz zwischen dem Datum der Russen und dem der übrigen Völker 12 Tage und seit 1900 schon 13 Tage beträgt.

Die gregorianische Reform wurde, wie das mit jeder Neuerung zu geschehen pflegt, nicht gleich oder ohne Widerstand angenommen, selbst nicht in katholischen Ländern. Was die protestantischen betrifft, „so wollte man dort," nach der Bemerkung eines Gelehrten, „lieber nicht mit der Sonne, als mit dem römischen Hofe in Uebereinstimmung sein". Zu Rom begann die Reform mit dem 5. (15.) Oktober 1582, in Frankreich am 10. (20.) Dezember desselben Jahres. Im katholischen Deutschland 1584 auf Kaiser Rudolfs II. ausdrückliche Vorstellungen, in den protestantischen Landesteilen 1600 am 19. Februar (1. März). Dänemark, Schweden, die Schweiz folgten dem deutschen Beispiele. Nur einige Dörfer der Schweiz sträubten sich dagegen, und man mußte, um sie zur Vernunft zu bringen, zu Geldstrafen, ja sogar zur — Prügel greifen . . . Polen nahm die Reform 1586 an, trotz eines Aufstandes, den jene in Riga hervorgerufen hatte. England endlich folgte am 3. (15. September) 1752. —

Auch der Jahresanfang war bisher ein anderer als heute, und nach den jeweiligen Zeiten und Ländern verschiedenen Schwankungen unterworfen. Wir sehen ab von den alten Völkern, die die Länge des Jahres nach dem Laufe des Mondes geregelt hatten und wobei der Anfang selbstverständlich allen Jahreszeiten korrespondieren mußte. Wenden wir uns daher den neueren Völkern zu, die das Sonnenjahr haben. Da finden wir nun verschiedene Arten, das Jahr anzufangen. Bei den einen begann es am 25. Dezember, als dem kirchlichen Geburtstage Jesu Christi. Andere setzten den ersten Tag des Jahres unabänderlich auf den 1. März fest; noch andere begannen es am 25. März mit Mariä Verkündigung; endlich ist, obgleich, wie schon bemerkt, das Osterfest veränderlich ist, der Ostertag bei einigen Nationen der Jahresanfang gewesen. Einige Beispiele: Zu den Zeiten Kaiser Karls I. war in Frankreich der erste Tag des Jahres am Weihnachtstage, um 755 am 1. März, unter den Kapetingern an Ostern für gewöhnlich; im 12. und 13. Jahrhundert fast allgemein.

Der heute gang und gäbe Gebrauch, das Jahr am 1. Januar anzufangen, fand um 1500 in Deutschland Eingang, wurde in Frankreich durch ein Edikt Karls IV. im Jahre 1563 vorgeschrieben und in England 1752 ebenfalls angenommen. Die Kirche wollte zwar lange Zeit nicht daran, zum Jahresanfang einen Tag zu wählen, der den Namen eines heidnischen Gottes: Janus, trug. Schließlich siegte der erste Januar als der den Beginn des Jahres bezeichnende Tag doch über den 25. Dezember und ward nun allgemein.

Daß mit der obengedachten Einführung der gregorianischen Reform auch mancherlei Kuriositäten vorkamen, ist mit dem Eifer zu entschuldigen, ihr Geltung zu verschaffen. So verminderte zum Beispiel die Einführung des gregorianischen Kalenders in England das Jahr 1751, das, wie vordem am 25. März begonnen hatte, um fast drei Monate; denn schon vom 1. Januar 1751 an zählte man 1752! Lord Chesterfield, der Urheber dieser Bill — sein Name ist durch die Verfasserschaft der berühmten Letters to his son (Briefe an meinen Sohn) auch auf die Nachwelt gekommen — wäre deshalb beinahe ein Opfer der Volkswut geworden; man verfolgte ihn überall mit dem Geschrei: „Gib uns unsere drei Monate wieder!" Die Erregung war begreiflich: Keiner, am wenigsten die holde Weiblichkeit, wollte, wenn auch alles sagte, es sei bloßer Schein, um volle drei Monate älter sein — ganz von der Verwirrung, die jene Aenderung in wirtschaftlicher und geschäftlicher Beziehung anrichtete, zu schweigen.

Langley, Drude, Boltzmann.

Reiche Ernte hat der Tod vergangenes Jahr unter den hervorragenden Naturforschern, namentlich unter den Physikern gehalten. Am 27. Febr. starb der amerikanische Astronom und Physiker Samuel Pierpont Langley. Dieser Mann hat in den letzten beiden Jahrzehnten an der ersten wissenschaftlichen Stelle der Vereinigten Staaten von Nordamerika gestanden. Er war Sekretär der Smithonian-Institution, eine der reichsten und umfassendsten wissenschaftlichen Anstalten der Erde. Die reichen Geldmittel dieses Instituts wurden nicht nur den großartigen Sammlungen und den vielseitigen wissenschaftlichen Veranstaltungen des Instituts zugewandt, sondern Langley hat stets dafür gesorgt, daß allen Zweigen der internationalen Wissenschaft in der ganzen Welt finanzielle Beihilfen zuteil wurden. — Langley war am 22. August 1834 in Roxbury, Massachusetts geboren; er studierte Ingenieurwissenschaften und Architektur, widmete sich gleichzeitig aber der Astronomie. Er bereiste Europa und widmete sich nach seiner Rückkehr nach Amerika ganz wissenschaftlichen Arbeiten. Er wurde 1866 Direktor des Alleghany-Observatoriums in Pittsburg und 1887 Sekretär der Smithonian-Institution in Washington. In Pittsburg legte er den Grund zur Einführung eines einheitlichen Zeitdienstes für ganz Nordamerika und wurde somit der Urheber der für den amerikanischen Verkehr hochwichtigen Einführung der Normalzeit an Stelle der früher üblichen Ortszeit. Wissenschaftlich bedeutender waren seine Pittsburger Arbeiten über die Sonne und die Sonnenstrahlung. Die mit dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sonnenstrahlen umfassen nur ein kleines Gebiet aller von der Sonne ausgesandten Strahlen; durch Langleys Untersuchungen wurde dies Gebiet weit ausgedehnt und dadurch für die Wissenschaft ein reiches Betätigungsfeld neu geschaffen, das er selbst intensiv beackerte und daraus schöne und überaus wichtige Ergebnisse erntete.

Seine Beobachtungen beschränkten sich aber nicht allein auf die Sonne; den Mond und irdische Körper zog er in den Bereich seiner Untersuchungen. Bekannt ist seine Arbeit über das billigste Licht, das Licht des Glühwürmchens, das bei gleicher Lichtstärke etwa 400mal weniger Wärme aussendet als die besten künstlichen Lichtquellen. — Ein Problem von reicher praktischer Bedeutung, nämlich das der Flugmaschine, beschäftigte Langley sein ganzes Leben lang. Energisch ging er ihm zuerst wissenschaftlich zu Leibe. Er wies theoretisch nach, daß es viel leichter sei, bewegte Massen in der Luft schwebend zu erhalten als ruhende und kam zu dem Schlusse, daß man sogar mit Hilfe einer Dampfmaschine mechanische Flugmaschinen treiben können müsse, da eine Pferdekraft, richtig angewendet, genüge, eine Masse von 100 Kilogramm bei einer wagerechten Geschwindigkeit von 20 Meter in der Sekunde in der Luft schwebend zu erhalten. Im Jahre 1896 berichtete er über gelungene Flugversuche mit einem mechanischen Flugapparat von 11 Kilogramm Gewicht, der durch eine kleine sehr leichte Dampfmaschine von etwa einer Pferdekraft getrieben wurde und sich durch eigene Kraft etwa 25 Meter erhob, um dann nach Erschöpfung des Dampfes (1½ Minuten) sanft ohne Stoß zu landen. Näheres ist über die Maschine nicht bekannt.

Langleys wissenschaftliche Arbeiten hauptsächlich auf dem Gebiete der Strahlung sind übrigens für die neuere Physik außerordentlich fruchtbar geworden. Namentlich deutsche Forscher haben darin großes geleistet.

Die anderen beiden Männer, die uns der Tod so jäh entrissen hat, sind weniger in die Oeffentlichkeit getreten als Langley, weil ihre Bedeutung auf dem rein fachlichen wissenschaftlichen Gebiete liegt, wo sie aber, zum mindesten Drude, ungleich bedeutender waren als Langley. Drude und Boltzmann wurden von einem traurigen Geschick ereilt; beide haben gleich wie der berühmte Münchener Hygieniker und Physiologe Pettenkofer ihrem Leben selbst ein Ziel gesetzt. Drude erschoß sich, fast 43 Jahre alt, am 5. Juli in seiner im physikalischen Institut der Universität Berlin belegenen Wohnung. Er hat als Physiker hervorragendes geleistet, besonders dadurch, daß er Theorie wie Experiment in gleicher Weise beherrschte. Er hat zahlreiche Arbeiten unternommen, um nachzuweisen, daß der Uebergang von Luft zu fester Substanz sich nicht plötzlich vollzieht, sondern in einer zwar dünnen, aber doch nachweisbaren Oberflächenschicht, d. h. daß es Sprünge und Unstetigkeiten in der Natur nicht gibt. Von seinen anderen wissenschaftlichen Arbeiten, die hauptsächlich die Gebiete des Lichts und der Elektrizität betreffen, sei nur hervorgehoben die über die physikalischen Probleme der Funkentelegraphie. Es ist hier nicht der Ort, seine weiteren Verdienste aufzuzählen, weil sie von Laien nicht gewürdigt werden können. Immer aber liegt seinen Arbeiten das Streben zugrunde, Licht zu bringen in die wichtigsten Grundanschauungen unserer materiellen Erscheinungswelt. Seinen Verlust muß die Wissenschaft beklagen, da noch bedeutendes von ihm zu erwarten war.

Anders bei Ludwig Boltzmann. Er blickte bereits auf ein längeres Leben zurück; 1884 wurde er in Wien geboren. Er hat also sein Leben schon nutzen können. Das hat er auch getan. — Seine Bedeutung liegt vornehmlich auf zwei Gebieten in der modernen Physik; er war bestrebt, die Maxwellsche elektromagnetische Lichttheorie und die Wärmetheorie auszubilden. Maxwells Theorie der Elektrizität fußte auf den Arbeiten des genialen englischen Experimentators Faraday; sie versuchte, die Anschauung von der Fernwirkung von Kräften, die sich im Anschluß an Newtons Gravitationsgesetz (Gesetz der allgemeinen Massenanziehung) formal als so ungeheuer fruchtbar erwiesen hatte, durch eine bessere, plausiblere zu ersetzen, indem sie ein Fortpflanzen der Wirkung von jedem Massenteilchen zum andren und im massenleeren Raum durch den alles erfüllenden Aether annahm. Maxwell gelangte auf diese Weise zu einer einheitlichen Anschauung über die Elektrizität und das Licht, und an dem Ausbau dieser Lehre hat Boltzmann Verdienste. Größer aber ist Boltzmanns Bedeutung auf dem Gebiete der Wärmetheorie, er war der Hauptvertreter der sogen. kinetischen Gastheorie, wonach der Zustand eines Gases so zu denken ist, daß die einzelnen kleinsten Massenteilchen im bunten Gewirr durcheinanderfliegen, wobei sich in der großen Masse naturgemäß Regelmäßigkeiten in der Wirkung des so arbeitenden Körpers nach außen hin ergeben. Diese Anschauung beruht also auf der von der atomistischen Zusammensetzung der Körper, nach der jeder Körper aus kleinsten unteilbaren Partikelchen besteht, die in den verschiedenen Zustandsformen — fest, flüssig, gasförmig — eigentümliche Verhältnisse aufweisen.

Mit weniger Glück hat sich Boltzmann an philosophischen und erkenntnistheoretischen Problemen versucht.

Seit längerer Zeit litt der Forscher an Neurasthenie. Am 6. September hat er sich in Duino, am Meerbusen von Triest, wo er mit seiner Tochter zur Erholung weilte, an der Eisenstange eines Fensters erhängt.

Die rote Krawatte.

Von Ernst Kreowski.

Er war ein Maler, was gleich verraten sei. Einer von jenen tief angelegten Künstlernaturen, für die der platte Untertanenverstand kein Rubrum weiß, die sich nicht so mir nichts dir nichts durchsetzen können.

Arme Hungerleider nennt sie der Spießbürger — und damit sind sie abgetan. Aber wer sah sie je in ihrer primitiven Bude, die zugleich Wohngelaß und Atelier sein muß — wer sah sie dort, wenn sie an harter Brotkruste nagen?

Wer begriff den noch tausendmal größeren Hunger nach Schönheit? Ob es friert oder regnet, ob es Morgen oder Abend, ob es stürmt oder lenzlich säuselt, ob der Himmel wolkenverhangen oder ob er blau und sonnenglänzend — immer gleich bleibt sich die Sehnsucht nach Schönheit. Oder nein. Des Himmels Bläue, wie etwa Thoma oder Böcklin sie malen, der strahlend hervorschreitende Lenz, sie wühlen das Herz auf. Dann will es südenwärts. Denn es liegt in unserem Blute, daß von dorther die Freude und die Schönheit kommt! Aber was frommt der Armut die Sehnsucht, wenn man ihr nicht folgen darf ins Land der Verheißung? Das nagt und zehrt, hält inne eine Weile, kommt wieder hervor, das Herz zweifelt und hofft alle Jahre — bis es allmählich ganz stille wird da drinnen und in sich verblutet . . .

Anders sollte es mit unserem Maler kommen. Auch er hatte sich fast in Sehnsucht nach Schönheit aufgerieben. Tag um Tag verging, Winter, Frühling, Sommer, Herbst und so ein Jahr um das andere. Schon hatte er sterben gewollt, nur um der grauen stumpfsinnigen Alltäglichkeit zu entrinnen. Aber da war es mit eins gekommen: Das Glück und die Schönheit! Eines Märzmorgens, als er nach bohrenden Seelenschmerzen erwacht war, oder nein, als er aus einem vor dem Erwachen ängstlichen Schlafe gerüttelt worden war, da stand das Glück in seiner Kammer. Er hatte einen Rom-Preis bekommen! Oft, gar oft war er denselben Weg gangen. Gleich Sisyphus hatte er den Stein seiner Künstlersorgen und Italien-Sehnsucht hinangeschoben zum güldenen Tempel hehrster Kunst, der da oben schier unerreichbar in zauberhaften Himmelshöhen so verheißungsvoll erglänzte. Immer wars vergebliche Mühe geblieben. Endlich nun durfte der Kalvarienberg der Schmerzen überschritten werden. Jenseits aber, wenn der junge Sieger in die blauende Ferne schaute, lag das Land seiner Träume. Märchenschönheit umsäumte den Pfad, der ihn jetzt über die Alpen in die Gefilde der leuchtenden lachenden Kunst unsterblicher Meister führen wollte. Wie ihm doch sein Herz schwoll! Der Mut und der Wille wuchs, riesengroß, bis ins Gewölbe des Himmels hinein! Nie hatte er das so verspürt, denn ein Klumpen tränendurchrieselten Grams war er geworden. Aber nun sah er die Sonne! Und der Rausch der Arbeitsluft kam über ihn und das rote Leben durchpulste seine Adern!

Ach, das rote Leben! Wie hatte Muttchen einst, als sie noch da war, gesagt? — „Blut ist alles Leben, mein Sohn!" Und dann hatte sie ihm beim letzten Abschied in der Nordlandsheimat eine purpurrote Halsbinde aus schwerer Seide als Andenken mitgegeben, damit er sie immer trüge, wenn ihn der Glaube an den Sieg des Lebens verließe. Das war lange her . . . .

Daß ihm jenes schlichte Vermächtnis aus lieben Mutterhänden nicht verderbe oder verloren gehe, hatte ers nur dann und wann angelegt, wenn nämlich der Geburtstag oder der Sterbetag der unvergeßlichen toten Frau gekommen war. Sonst aber lag die Seidenbinde zwischen mütterlichen Trostbriefen sorgsam verwahrt in der Truhe. Nun entfann sich der Künstler plötzlich ihrer symbolischen Deutung des Lebens und er holte sie hervor und wiegte sie zärtlich im hereinflutenden Sonnenlichte. Von nun an sollte die prächtige Zier, um den Kragen des Hemdes gelegt und vorn zu einer künstlerischen breiten Schleife mit langwehenden Enden geschlungen, ihn auf seinen Arbeitsgängen stets begleiten.

Schaffen, emsig schaffen wollte er noch, bevor er die Reise anzutreten gedachte! Und so wanderte er Tag für Tag mit seinem breiten Skizzenbuche unter dem Arm durch die Straßen der Stadt.

Ueberall, wo das werktätige Volk hantierte, hielt er inne, um behend jeden Typus, jede charakteristische Szene mit Kohle oder Blei auf die gelblichen Blätter zu fixieren.

Eines Tages hatte er sich auch in der Ecke des großen Warteraumes auf dem sogenannten Militärbahnhofe festgesetzt. Es ist derselbe, den alle Züge mit europamüden Auswanderern zu passieren pflegen. Viel fremdes Volk flutete da auf und ab oder saß bei Schnaps und Brot an den Tischen. Die einen laut in slawischen Idiomen schwatzend, die anderen schwermütige Liedlein summend. Oder sie saßen schweigsam in sich versunken da, den bekümmerten Blick in eine unbekannte Ferne gerichtet, wo das Herz vielleicht das Land eines zukünftigen Glückes vermutete . . . Unter dem Gewimmel hier hatte sich unser Künstler diesmal festgesetzt. Lachender Lebensmut, doch auch innigstes Mitgefühl für jene Unglücklichen, der Heimat entsagenden Weltfahrer war auf seinem feinen Gesichte zu lesen, das ein breitkrämpiger weicher Filzhut etwas herausfordernd überwölbte, dazu leuchtete vorn auf der Brust die rote Halsbinde wie ein rieselnder Blutstrom, als ob sie des Künstlers Herz verriete. — Der skizzierte unbekümmert. Sein Auge kannte nicht Argwohn, es war nur in die lebenden Objekte versenkt, welche die Hand mit allem Zauber des roten Lebens auf das Papier bannte . . . .

Plötzlich, wie er durch einen Schatten gestört, seitwärts den Kopf wendete, sah er neben sich einen Herrn stehen. Der war kein Reisender, das sah man gleich. Aber vielleicht war es ein heimlicher Kunstenthusiast? Der Maler, an solche neugierige Gaffer längst gewöhnt, achtete seiner nicht, sondern skizzierte flott weiter. Endlich war der letzte Strich getan; befriedigt klappte der Künstler das Buch zu, entzündete eine Zigarette und erhob sich, um zu gehen.

Da fragte der Fremde mit lauerndem Blicke, was er da gemacht habe.

„Skizziert, lieber Herr, wie Sie wohl gesehen haben."

Was er damit sagen wolle?

„Eben, was ein Maler immer sagen wird," entgegnete lachend der Inquirierte.

Wer er denn sei?

„I, es scheint ja fast, als wollten Sie mich ausforschen, aber bitte, mit welcher Berechtigung?"

Nun griff der Fremde unter seinen Rock und zeigte ihm seine Legitimationskarte. „Da, wollen Sie lesen! Und nun ersuche ich Sie, mir aufs Polizeibureau zu folgen. Sie kommen mir verdächtig vor!"

„O, ganz wie Sie belieben und wenn es Ihnen Vergnügen macht" — — replizierte der Maler und gesellte sich zur linken Seite des Geheimen.

Die Affäre belustigte den Arrestanten ungemein.

Während sie durch die Straßen schritten, plauderte er vergnüglich. Ob der Herr seinen Beruf erbaulich finde? . . .

Ob er auch zeichne? Oder ob er „knipse" und zur Aufnahme „Verdächtiger" vielleicht gar eine sogenannte „Detektivkamera" unter der Krawatte oder Weste trage?

Ob er, außer Nußknackern, Maroniebratern, Lazzaroni und Anarchisten — sonst noch etwas anderes von Italien wisse, wohin die Künstler und Dichter seit Goethe ziehen? . . .

Wer denn Goethe gewesen wäre, und Heinrich Heine, der den Atta Troll gedichtet? . . .

Warum das Polizeigebäude nicht aus düsterfarbenen Quadersteinen, sondern aus knallroten Ziegeln erbaut sei usw. Aber der Geheime blieb stumm wie ein Buch mit leeren Blättern, bis beide im Amtsbureau angekommen waren. Der Rapport lautete verblüffend: Weil der Sistierte auf dem strategischen Militärbahnhof zeichnerische Aufnahmen gemacht hätte, läge die Vermutung nahe, daß er möglicherweise Spionage treibe. Ueberdies scheine er irgend einem geheimen Bund anzugehören, der im Ausland existiere, denn er habe unterwegs, wohl in dem Bestreben, jeden Verdacht von sich abzulenken, von Italien und allerhand Personen gesprochen, die nicht in der dienstlichen Information verzeichnet stünden.

Was soll ich noch mehr sagen, da ja jeder weiß, um wievielerlei man — nicht bloß ehedem von spanischen Inquisitoren! — befragt zu werden pflegt!! Aber dann stellte sich doch die politische Unschuld des Malers heraus, wie das Weiße der Sonne.

Der Kriminalkommissar war augenscheinlich unangenehm berührt. Mit einer unwilligen Bewegung wendete er sich seinem Untergebenen zu: „Sollten mich doch in Zukunft mit Sistierungen, die nicht aufrecht zu erhalten sind, verschonen! Wie konnten Sie bloß" — — —

Kleinlaut stotterte der Apostrophierte hervor: „Ich habe geglaubt, weil der Herr mir auch durch sein Aeußeres aufgefallen ist." Dabei deutete er mit der Hand schämig versteckt auf Chemisett und Kragen.

Da wurde dem Künstler mit einemmale alles klar: — „Ja, so, die Krawatte! — Jetzt begreif' ich — — — hahaha!!! Na, empfehle mich, meine Herren!"

Vergnügt lachend schwenkte er den Hut und nahm die Türklinke.

Ich brauche kaum zu sagen, daß seitdem die inkriminierte Kragenzier von deren Eigentümer mit noch viel zärtlicheren Augen angesehen wurde als bisher und daß sie die Wanderung ins Land der Mignon und der Orangen mitgemacht hat.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Böttcher (Wiesbaden).

(Nachdr. verb.)

X. In Eremitenklausen auf dem Gebirge Juda.

Jerusalem, den . . .

Zurückkehrend aus der sonnenglut-erfüllten Jordanebene, steige ich herauf in den kühlen Hauch des Gebirges Juda, biege von der öden Jerichostraße auf einen steinigen Fußpfad ab und gelange hinunter in das schaurige Felsgeklüft des Wadi-el-Kelt.

Rings todesfinstere Einsamkeit, die Böcklin nicht schöner hätte malen können. . . .

Am Rande düsterer Felsen das leuchtende Gemäuer eines weltentlegenen Klosters.

Die griechischen Mönche mit ihren abgemagerten, kränklich blassen Gesichtern und groben Kutten zeigen mir ihre Zellen und Kapellen und freuen sich ersichtlich, daß sich von draußen einmal ein Mensch in den Gottesfrieden ihrer goldenen Einsamkeit verirrte.

„Aber was sind das weit da drüben für ausgehöhlte Löcher, die mir hoch von den Felswänden herunter entgegenglotzen? Von einem hängt sogar eine lange Strickleiter herab!"

„Dort wohnen Einsiedler, Eremiten, Anachoreten."

Es scheint, das grabesstille Kloster war manchem der Mönche noch zu geräuschvoll. So zog er sich hoch oben im Schatten dunkler Felsen in ein Schlupfloch zurück, um durch Kasteiungen und Selbstpeinigung einen hervorragenden Platz im Himmel zu erringen.

„Könnte ich nicht da drüben einen solchen Einsiedler aufsuchen?"

Ich deute auf die in der Ferne baumelnde Strickleiter.

„Ach, den Bruder Eusebius! Nein, das geht nicht. Jetzt in der Fastenzeit gleich gar nicht."

„Es muß gehen!"

„Ganz unmöglich!"

„Ich gebe dem Kloster zwanzig Franken für die Armen!"

„Und wenn Sie hundert geben! Bruder Eusebius würde es mir nie verzeihen. Seit drei Wochen ist er von seiner Höhle nicht herabgestiegen, ist er nicht einmal sichtbar gewesen."

„Woher bekommt er denn seine Nahrung?"

„Ein Klosterbruder trägt ihm zuweilen ein Stück Brot bis an die Strickleiter, das dann an einer Leine emporschwebt. Sonst lebt er nur von seinem Vorrat an Orangen, Datteln, Feigen."

„Und trinkt?"

„Aus dem Bach Krit. Ein Blechtopf, der an einer Leine hängt, wird heruntergeworfen in den Bach, und so das Wasser in die Höhe gezogen."

„Gewiß würde er sich freuen, wenn er plötzlich Besuch erhielte . . . Also immer noch „nein"?"

„Nein!" — —

Kaum habe ich die Klostermauern im Rücken, so besehe ich von unten die Szenerie des Felsenschlupfloches dieses braven Bruders Eusebius genauer — die weitiprossige, sich nach einem ganz kleinen baufälligen Altan emporziehende Strickleiter, die gurrenden Wildtauben, welche sich in der Nachbarschaft des ovalen Felslochs einnisteten.

Aber was ist das? . . . Soeben lugt von oben ein fremdartiger Kopf herunter, wild umwallt von weißem Haar, ein Kopf mit buschigen Augenbrauen und langem, graustruppigem Bart, der in dem weiten Gesicht beinahe in die Augen hineinwächst . . . Ha, er ist es selbst — Bruder Eusebius!

In der ersten Wallung aufquellender Freude ob dieser Begegnung rufe ich ihm ein fröhliches „Buon giorno!" hinauf.

„Buon giorno!" klingt es matt von oben herunter.

Eben will ich weiter sprechen, aber schon ist der Alte in seinem Felsloch wieder verschwunden.

Nun denn — ich wag's! Also vorwärts!

Schwupp — schwinge ich mich auf die unterste Sprosse der Strickleiter; rüstig klettere ich empor . . . eins, zwei . . . eins, zwei . . . immer weiter, immer aufwärts . . . eins, zwei . . . Nun stehe ich oben auf dem wackelnden Altan.

„Buon giorno, Bruder Eusebius!"

In der Wölbung einer halbdunklen Felshöhle hockt auf einer kleinen Steinbank ein alter weltfremder Mann, so recht der Typus zu einer Studie über größtes Entsagen. Tiefe Verwirrung malt sich auf dem melancholischen Gesicht. Verlegen starrt er mich an in seiner mit groben Stichen ziemlich genial geflickten, ausgefransten Kutte. Zögernd reicht er mir die welke Hand; jedoch seine Lippen schweigen. Es ist, als ob ihn in der Weihe dieser Einsamkeit ein unsichtbares, aber undurchdringliches Panzerhemd umschließt.

Ach, allerhand Fragen brennen mir auf der Zunge. Wo kommt er her? Wie heißt sein Vaterland? Weshalb entsagte er der Welt? . . .

Ich versuche, ihn in ein Gespräch zu verwickeln — alles umsonst; die Einsamkeit hat ihm den Wortschatz zu einer Unterhaltung genommen. Schüchtern, menschenscheu bewegen sich seine dünnen, von mattem Lächeln umzogenen Lippen, deren gebrochenes Italienisch ich nur schwer verstehe. Seine Erwiderung — nichts weiter, als unbeholfenes Herumstottern. Dann wieder eisiges Schweigen.

Ich halte ihm meine Zigarettenschachtel entgegen — entsetzt weicht er zurück. Ich rücke meine mit Bethlehemer Wein gefüllte Reiseflasche in den Vordergrund — „Prosit!" — abwehrend drückt er sich an die Felswand wie ein scheuer Vogel. Ich reiche ihm ein Buch — kopfschüttelnd greift er zu und schleudert es durchs Eingangsloch. . . .

In geringer Entfernung von hier dämmert der Berg Quarantana, wohin die Tradition die „Versuchung Christi" verlegt, duftverklärt hinunter in die Jordanebene. Wahrlich, es würde mich nicht überraschen, wenn Bruder Eusebius mir jetzt entgegenraunte: „Hebe dich hinweg von mir, Satan!"

Aber nein — plötzlich, wie in einer Anwandlung von entrückvundenen Visionen, löst sich seine Zunge. Nach und nach kommt er besser ins Reden; die Worte fallen mit einer gewissen Heftigkeit von seinen Lipppen, während es wie Fieberglut aus den tiefliegenden Augen blitzt, keine Wimper zuckt und die dürren Hände, welche sich sonst von früh bis abends zum Gebet falten, erregt herumgestikulieren.

Was er sagt, läßt sich etwa in folgendes zusammenfassen:

„Mein Freund, ziehen Sie sich in die Einsamkeit zurück, in die große, herrliche Natur, und werden Sie eine selbständige, freie Seele, nur dem Himmlischen ergeben und unabhängig von allem weltlichen Larifari! Ach, immer mehr wird Ihnen die Einsamkeit, diese herrliche Ratgeberin, gefallen! Wie kann man nur draußen im Lärm der Welt leben: in diesem unermüdlichen Keuchen nach Geld, in diesem Gewebe von Lug und Trug, das sich über die ganze Erde hinzieht, in diesem Rennen und Jagen nach Dunst, in diesem Trompetengeschmetter der Reklame, dem widerlichen Gegacker des Militarismus und politischem Gewäsch jeder Art, in diesem Gedränge von Nebelbildern und Seifenblasen! Schon, wenn ich daran denke, ist mir, als sollte ich aus meiner reinen Luft in Schwefeldunst zurückkehren, wird mir zumute, wie etwa einem Fisch, den man aus einem klaren Gebirgsbach in eine schmutzige Pfütze versetzt. . . . "

Bei diesem beredten Sermon scheint mir, dem guten Bruder Eusebius hat ehemals draußen im Getrieb der Welt gar manches Schöne geleuchtet, dem er jetzt zuweilen nachtrauert, und das ihn noch manchmal in der Erinnerung gefangen hält.

Er hat sich ganz in Erregung hineingesprochen. Die pergamentartige Haut seines Gesichts ist etwas gerötet, und feucht schimmert es in den tiefen Augenhöhlen . . .

Feierliches Schweigen. . .

Drüben vom Kloster her tönt das spitze Gebimmel einer Glocke wie ein schwacher Gruß von der Außenwelt. Das Brausen des Wildbaches vermischt sich mit dem Gurren der Tauben. . . .

Für die Höhle unseres Einsiedlers ist es schon ein großes Ereignis, wenn ein dicker, goldschimmernder Käfer die geborstene Steinwand entlang kriecht. Sonst vor dem Steinloch ewig dieselbe Aussicht, die gleiche Augenweide: Felsen und Felsen und darüber der weite, bald tiefblaue, bald rosig leuchtende Himmel.

Ich stelle mir die Szenerie bei Gewittersturm vor — den Alten in seiner Klause, in tiefschwarzer Nacht, wenn die Natur aus Rand und Band geht, weiße Blitze die Felshöhlen bis in die verborgensten Ritzen durchleuchten und gellender Donnerschlag in den Schluchten das Echo weckt. Dann wieder schauervolle Oede, als wenn der Schatten des Todes über den Felsen lagert.

So schleicht dem Bruder Eusebius die Zeit melancholisch von dannen. Kein Herz in der weiten Gotteswelt, das um ihn bangt, kein Mensch, der an seiner schattenhaften Freude teilnimmt. Eines Tages, nachdem er sich